Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruf der Meister.

Hohe helle Himmelsbogen
Haben wir mit eiferfroher Hand
Uns zu Häupten hingezogen.
Und nun schaut, wie alles Land
Unter den kristallnen Ätherwogen
Klar und gottesschön erstand.

Ihr in Dunst und Dämmerungen,
Warum wagt ihr nur auf Augenblicke
Her zu uns die zagen Lungen?
Auf die Welt und jegliches Geschicke
Schauen unsre Königsblicke
Segnend, ruhevoll und unbezwungen.

Der tote König.

Sterbend sah er noch die Ränke
Seiner Erben, seiner Großen,
Sah verwaisten Volkes Klage,
Und er schied in Grimm und Schmerz.
Blauem Marmorsarkophage,
Überglüht von goldnen Rosen,
Ward der Königsleib versenket,
Leise bebt das stille Herz.

Losch nicht gleich gemeinen Bauern.
Seinem Reiche, seinem Werke
Wunderheimlich blutverbunden
Dauert er in Traumestod.
Mord und Fehde — seine Wunden
Bluten, ihm versiegt die Stärke
In der Bürgerkriege Schauern,
Drin sein fiebernd Volk verloht.

Einmal täuschet Rettungsruhe,
Und noch lächelt er gelinde,
Als das Land in jäher Tücke
Oft gescheuchter Feind befällt.
Krachend stürzt sein Grab in Stücke.
Doch das fremde Raubgesinde
Wühlt umsonst in seiner Truhe —
Er zerfiel wie seine Welt.

Bücher-Rundschau

Die päpstliche Diplomatie unter Leo XIII.

Ulrich Stutz: Die päpstliche Diplomatie unter Leo XIII. Nach den Denkwürdigkeiten des Kardinals Domenico Ferrata. Einzelausgabe aus den Abh. der preuß. Akademie der Wissenschaften 1925, phil.-hist. Klasse Nr. 3/4. (Berlin 1926, Verlag der Akad. d. Wissenschaften, Preis Mk. 14.—.)

Der allgemeine Überdruß an Memoiren von Staatsmännern und Heerführern der Weltkriegszeit mag Schuld daran sein, daß das 1921 erschienene, dreibändige Werk des verstorbenen Kardinals Ferrata bisher nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Es ist daher ein Verdienst unseres Landsmanns, des in Berlin wirkenden Kirchenrechtslehrers U. Stutz, auf die Bedeutung dieser Denkwürdigkeiten nachdrücklich hingewiesen und das Verständnis für seine müh-

same Lektüre durch die oben angeführte historische Betrachtung erleichtert zu haben. Mit der bei ihm bekannten Gründlichkeit bietet Stutz damit eine für unsere Kenntnis der kurialen Politik am Ende des 19. Jahrhunderts äußerst wertvolle Bereicherung; seine Arbeit bildet zu Ferratas Memoiren einen nun wohl unentbehrlichen Kommentar, der reich ist an Literaturnachweisen und ergänzenden oder belehrenden Anmerkungen. Als Meister kennen wir Stutz in der Schilderung von Persönlichkeiten; auch die Skizzierung von Ferratas Individialität, — dieser war übrigens selbst ein scharfer Menschenzeichner, — ist äußerst ansprechend (S. 21 f.). Zutreffend weist Stutz nach, daß die Memoiren eine Rechtfertigungsschrift des Kardinals sind, zwar nicht aufdringlich und unangenehm, aber doch eine ganz bestimmte Tendenz verfolgend. Sie stellen eine „kirchenpolitische Aktion" dar, die vor allem auf die Stimmung in Frankreich berechnet ist. Darum sind sie in französischer Sprache geschrieben, obwohl Ferrata Italiener war, und wurden sie mit einer Belobigung durch den Papst — was etwas ganz Ungewöhnliches war — bald nach Ferratas Tode ediert. Aber trotz aller Tendenz der Schrift rühmt ihr Stutz eine weitgehende Wahrhaftigkeit und oft außerordentliche Offenheit nach. Man wird daher das Memoirenwerk, obwohl es von einem einseitigen Standpunkte aus entstanden ist, doch mit der nötigen Vorsicht als bedeutsame Geschichtsquelle benützen können. Leider brechen die Memoiren mit Ferratas Rückkehr vom Pariser Nuntiaturposten nach Rom (1896) ab; die spätere Zeit seines Wirkens in der Kongregation für die auswärtigen Angelegenheiten bis zu seinem Tode als Staatssekretär (1914) lernen wir daher nicht mehr kennen.

Ihre besondere Bedeutung gewinnen die Memoiren und damit auch Stutz' Abhandlung für die Schweiz; denn sie enthalten die Schilderung von Ferratas diplomatischen Missionen zur Regelung der Basler und Tessiner Bistumsangelegenheiten (1883—1888). Für deren Beurteilung leistet nun die Stutzsche Kommentierung wieder ausgezeichnete Dienste. Bekanntlich endeten jene Verhandlungen für die Kurie und für Ferrata persönlich mit einem schönen Erfolg. Nachdem die schweizerische Kirchenpolitik im Kulturkampf durch die politische Unklugheit des Radikalismus gründlich verfuhrwerkt worden war, wollte der Bund nun, einer bessern Einsicht folgend, dazu Hand bieten, das völlig aufgelöste Bistum Basel zu reorganisieren und das seit 1859 aus den bisherigen Bistumsverbänden von Mailand und Como losgelöste Tessin kirchlich auf nationaler Basis einzuordnen. Das wurde nur dadurch erreicht, daß Bischof Lachat auf seinen Basler Bischofsstuhl verzichtete, wofür er dann mit der geistlichen Verwaltung des Tessin abgefunden wurde, und daß im Tessin eine neue Bistumsorganisation eingerichtet wurde. Unverständlicherweise — wenigstens für unsere heutige liberale Auffassung — wehrten sich die Tessiner Liberalen gegen die Errichtung eines selbständigen Bistums Tessin und der Bund glaubte sie darin unterstützen zu müssen, obwohl ja die Tessiner Bevölkerung, fast ausschließlich katholisch, nach Sprache, Lage, Kultur und Sitte einheitlich abgeschlossen ist und darum berechtigten Anspruch auf eine gesonderte kirchliche Verwaltung erheben konnte. Tessiner Liberale und Bundesrat wünschten daher Anschluß des Tessin an ein womöglich abseits gelegenes schweizerisches Bistum. Es ist nun höchst interessant, die Verhandlungen mit Ferrata zu verfolgen, die auf schweizerischer Seite zuerst von Bundesrat Welti, dem führenden Kopf in dieser Angelegenheit, nachher durch die Bundesräte Ruchonnet und Droz geführt und gleichzeitig durch Tessiner Delegierte unliebsam erschwert wurden. Da der Bundesrat von einer Einordnung einer Tessiner Diözese in einen gesamtschweizerischen Metropolitanverband oder von einem Definitivwerden der provisorischen apostolischen Administration nichts wissen wollte, schlug Ferrata zuletzt eine Unio aeque principalis einer Tessiner Diözese mit einem deutschschweizerischen Bistum vor. Die Tessiner hätten dabei einen Anschluß an das Bistum Lausanne-Genf vorgezogen, das weiter ablag. Der Bund aber trat für den Anschluß an die Diözese Basel ein. So wurde in der äußern Form zwar Rücksicht genommen auf die Wünsche des Bundes und die Auffassung des Radikalismus in der Bundesversammlung, in der Sache selbst aber

hatte die Kurie gesiegt; denn sie hatte die Errichtung eines faktisch selbständigen Tessiner Bistums erreicht. Ähnlich war die Regelung des Tessiner Beteiligungsrechts an der Basler Bischofswahl eine reine Farce (vgl. S. 45); man ermöglichte dem Tessin den Erwerb eines Wahlrechts, falls die übrigen Beteiligten (Domkapitel und Diözesankantone) zustimmen würden, konnte aber genau wissen, daß diese Zustimmung nicht erfolgen werde. Die Mehrheit der Diözesankantone verweigerte sie denn auch.

Das Schwergewicht des Memoirenwerkes fällt natürlich auf den Teil über die Pariser Nuntiatur Ferratas, während welcher dieser — neben Rampolla — die Haupttriebfeder einer Ralliementpolitik war. Dieser weitsichtig begonnene Versuch einer Kursschwankung, den Leo XIII. unternahm, scheiterte bekanntlich später an den Trennungsgesetzen des radikalen Frankreich. Die Memoiren sollten nun eine weitere Mahnung an die französischen Katholiken sein, das Ralliement zu verwirklichen. Der Erfolg erscheint mehr als fraglich. Stutz schließt demgegenüber mit einer andern, ernstern Mahnung, unter Hinweis auf die tieferliegenden Gegensätze zwischen Katholizismus und moderner Staatspolitik und auf die Notwendigkeit einer Selbstbescheidung der Kirche, wenn er sagt: „Feuer und Wasser kann man nicht zusammenbringen, das eine Element schließt das andere aus. So wird die Kirche, auch die katholische, immer wieder daran gemahnt werden, daß ihr Stifter, der weder von Taktik noch von Politik zugunsten seiner Sache wußte und wissen wollte, auch für seine Jünger das Wort gesprochen hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ed. His.

Über England.

Wilhelm Dibelius: England, zwei Bände in vierter Auflage (siebentes bis zehntes Tausend). Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin. 1925.

Nur alle paar Jahre einmal wird man eines Genusses teilhaftig, wie ihn dem gebildeten Leser das Buch von Dibelius über England bietet. Hier findet man die Antwort auf geradezu beängstigende Fragen, findet man eine übersichtliche und bei wohl angebrachter Beschränkung vollständige Darstellung aller wichtigen öffentlichen Angelegenheiten eines der großen Völker Europas, und zudem ein Buch, das man auch seiner Form wegen gern liest, das nie langweilig wird, wenn auch da und dort eine Einzelheit weniger fesselt als das Übrige, und ein Buch, aus dem ein Mensch zu uns spricht, der uns etwas zu sagen hat, was wir zu hören dringend verlangen. An guten Büchern gerade über England fehlt es ja nicht. Der Gegenstand hat Deutsche und Franzosen immer angezogen. Taines Notes sur l'Angleterre lesen sich trotz den vielen veralteten Angaben noch heute gut, Emil Boutmys Psychologie politique du peuple anglais und Carl Peters' flotte Schilderung können einen geradezu packen, und Schulze-Gävernitz hat tiefen Einblick in die soziale Entwicklung tun lassen. Aber Dibelius ist umfassender, systematischer, vollständiger als sie alle, und außerdem: sein Buch gibt Antwort auf die Fragen, wie wir sie jetzt stellen, jetzt nach der furchtbaren Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland. Der Verfasser geht uns dabei nicht in ängstlicher Scheu vor sogenannter Unwissenschaftlichkeit aus dem Wege. Wir erfahren genau den Tatbestand und bekommen dann den Hinweis auf die wesentlichen Unterschiede, die England von dem deutsch geformten Mitteleuropa trennen. Es wird tausende von Mitteleuropäern geben, die seit 1914 sich gern darüber klar geworden wären, worauf denn die Erfolge des von uns so gründlich verschiedenen Inselvolkes beruhen, und seit 1918 vielleicht auch darüber, ob wir uns nun mit dem Gedanken einfach abzufinden haben, daß uns England schlechthin überlegen sei. Bei Dibelius wird geduldig ein Gebiet des öffentlichen Lebens nach dem andern beschrieben und dann jedesmal in deutlichen, aber feinen Strichen gezeigt, was es da zu bewundern und zu beneiden gibt, aber auch was bedenklich und gefährlich ist, und dann wiederum, was nachahmenswert wäre, aber aus bestimmten Gründen nur in England möglich ist und nicht nachgeahmt werden

kann. Schließlich sehen wir dann auch deutlich, worin wir im tiefsten Grunde dem Angelsachsen überlegen sind und uns als höherwertig und deshalb wohl unentbehrlich auch für die Zukunft halten dürfen. Mir ist das, nachdem ich Jahre lang darnach umsonst gefragt habe, so wichtig, daß ich es hier sogleich nennen möchte: es ist die höhere Geistigkeit, die tiefere Innerlichkeit und, damit verbunden, der stärkere Wahrheitssinn des deutschen Menschen (deutsch natürlich im weitern Sinn, als Kulturbegriff gemeint). Wir sind ohne Zweifel die geistig reicheren Menschen und dürfen uns dessen freuen, wenn wir auch zuweilen voll Neid wahrnehmen müssen, was alles die andern können und wir nicht.

Dibelius teilt sein Werk in vier Bücher ein: Reich und Volk (200 Seiten), Staatsverfassung (220 Seiten), Religion und Kirche (80 Seiten), Erziehung (100 Seiten); darauf folgt eine äußerst anziehende zusammenfassende Schlußbetrachtung von 50 Seiten: England und Deutschland.

Mit eigentlicher Spannung liest man im ersten Buch die kurze, klare Darlegung der großen politischen Fragen, die das britische Weltreich bewegen, z. B. die 15 Seiten, die Irland betreffen. Hier können die unterdrückten Minderheitenvölker ihre Hoffnungen beleben: ein Volk, das durch grausame Staatsgewalt auf die Hälfte seines frühern Bestandes herabgedrückt worden ist, zwingt dem in allen Weltteilen siegreichen Gegner seinen Willen auf, eine belanglose Volkssprache wird aus der dumpfen Luft kleinbäuerlicher Ställe hervorgezogen und zur Schul- und Verkehrssprache erhoben; ein schwaches Volkstum siegt über ein Weltreich.

Der englische Parlamentarismus ist oft beschrieben worden, aber in solcher Kürze schwerlich jemals so vollständig. Wir erfahren, weshalb die parlamentarische Regierung nur in England möglich ist (daß dem so sei, ist uns oft genug gesagt worden), an deren unsinniger Übertragung auf andere Staaten das heutige Europa krankt. Wir erfahren, welche gewaltige Bedeutung in dem tatsächlich republikanisch lebenden Reiche dem Könige zukommt, von dessen Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit uns die Zeitung immer wieder zu sagen weiß. Die höchst verwickelten Einrichtungen der Verwaltung und der Rechtspflege werden verständlich gemacht (hier wird dem einen oder andern Leser vielleicht mehr mitgeteilt, als er zu wissen begehrt, aber das liegt an der Sache). Besonders fesselnd ist wieder das Kapitel über die Presse; da entdeckt der mitteleuropäische Leser plötzlich eine Weltmacht, von der er nichts geahnt hat.

Mangel an Verständnis und an Achtung für Religion und Kirche machen es festländischen Beobachtern meist unmöglich, uns das englische Wesen ganz zu erschließen. Zu den besten Vorzügen des Buches von Dibelius gehört es, daß der Verfasser hier nicht versagt. Die 80 Seiten über Religion und Kirche werden keinem gebildeten Leser zu viel sein; aber ebenso wichtig ist, daß das Kapitel nicht wie ein einsamer Block in den Bau eingefügt ist: im ganzen Werk wird überall die Bedeutung der Religion gewürdigt. Ohne die besondere Art Protestantismus, die in England und in Schottland herrscht, sind Geschichte und öffentliches Leben Großbritanniens einfach unverständlich. Die Beschäftigung mit dieser wichtigsten geistigen Angelegenheit des Angelsachsentums ist übrigens heute nicht mehr Sache der Leute „vom Fach", d. h. der Kirchenmänner. Denn wie Frankreich aus dem Völkerbund ein Werkzeug politischen Einflusses für seine Sonderzwecke zu machen sucht, so lassen sich die Versuche, die christlichen Kirchen zu vereinigen, als eine kulturpolitische Unternehmung des Angelsachsentums deuten, die der Aufmerksamkeit aller Denkenden wert ist. Ob wir uns schließlich ins Schlepptau des angelsächsischen Protestantismus nehmen lassen (natürlich freiwillig, hier kann von keinem Druck die Rede sein), oder ob wir selbständig bleiben, es wird doch gut sein, wenn wir uns von Dibelius zeigen lassen, was dieses englische Christentum ist, das der Christenheit so freundlich seine Führerdienste anbietet (wonach freilich noch eine Auskunft über Amerika ergänzend dazutreten muß). Es besteht für uns die Gefahr gerade auch auf diesem Gebiet, daß wir uns einseitig durch Kongreßbummler unterrichten lassen, wo ein tieferes Eindringen not täte.

Das Buch von Dibelius ist insofern auch ein Ausschnitt aus der englischen Geschichte, als die gewaltigen Umwälzungen, die sich im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten des englischen Lebens vollzogen haben, in ihren Umrissen in jedem Kapitel gezeichnet werden. Gerade das aber ist nicht notgedrungen mitgeschleppter Ballast, sondern stellt eine Haupteigentümlichkeit des englischen Wesens erst ins volle Licht: das Streben und die Fähigkeit, das bessere Neue neben dem unbefriedigenden Alten aufzurichten, und auf allen Gebieten die Erneuerung und Umwälzung zu vollziehen ohne Zerbrechen des Vorhandenen und Gewohnten, zu bauen ohne niederzureißen und dann ohne anstößigen Zwang dafür zu sorgen, daß das Neue zur Geltung kommt und im entscheidenden Augenblick von den Beteiligten dem Alten vorgezogen wird, wodurch freilich wiederum die bunte Menge und verwirrende Fülle ganz verschiedener, zum Teil widerspruchsvoller und sich sonderbar kreuzender oder unbegreiflich nebeneinander herlaufender Gestaltungen vermehrt wird. Daß das englische Leben das erträgt und in erstaunlich konservativer Zähigkeit doch wieder unermüdlich kämpfend und erneuernd sich bewegt, das ist eigentlich das Bewundernswerteste an diesem wunderbaren Volk. Dibelius führt uns durch all das hindurch. In hellem Licht sehen wir die Schwächen Englands, die Unfähigkeit zur Lösung gewisser Aufgaben, dann wieder die stetige Annäherung an unenglische, deutsche (vielleicht auch französische) Verhältnisse in Verwaltung, Schulwesen und andern Dingen, und bei jeder dieser Veränderungen das trotzdem sich selbst gleichbleibende England.

Das hier besprochene Werk gehört zu denen, die man in umfangreichen Auszügen wiedergeben müßte, um vollständig zu sagen, was einem davon gefällt. In überquellender Fülle drängen sich die Stellen auf, die man beim Lesen angezeichnet hat und sich und andern einprägen möchte. Wer sich irgendwie um die Gegenwart, um die Vorgänge in der großen Welt, um die Gestaltung unserer Zukunft bekümmert, wer sich ein Bild zu machen sucht von der Zeit, in der wir leben, und von den Kräften, die uns bewegen und bestimmend auf uns wirken, ja wer nur gern klar sähe, was wir selbst sind im Unterschied von andern, der wird mit höchstem Nutzen zu diesem Buch greifen und es bis zum Ende ohne Ermüdung, mit steigender Freude lesen.

Eduard Blocher.

Gestalten und Erlebnisse.

I.

Die ersten Schritte eines jungen Offiziers in seinem Berufe, die Schilderung seiner bescheidenen Anteilnahme an einem kleinen Feldzuge vor 50 Jahren und dazu noch weit hinten in der Türkei brauchen an und für sich einen Leser noch nicht besonders anzuziehen. Wenn aber ein in schicksalsschweren Jahren an leitende Stelle gekommener Mann selbst einen solchen Anfang schildert, liegt darin doch ein eigener Reiz. Das gilt in vollem Umfange von dem Buche, in dem **Feldmarschall Conrad von Hötzendorff** seine ersten Kriegserfahrungen und seine ersten Schritte auf einer steil ansteigenden Laufbahn erzählt.[1]) Man findet in diesen schlichten Tagebuchblättern aus dem Okkupationsfeldzug in Bosnien 1878/79 und aus dem Aufstand in Süddalmatien 1882 schon alle die Züge, die später den Generalstabschef des österreichisch-ungarischen Heeres im Frieden und Krieg auszeichneten. Ruhige Sachlichkeit und Natürlichkeit, scharfe Beobachtung, untrüglicher Sinn für das Wesentliche und Entscheidende und vor allem eine Selbständigkeit des Urteils, die auch vor dem Beschreiten ganz neuer, ja verpönter Wege durchaus nicht zurückschreckt, zeichnen schon damals den Generalstabshauptmann aus. Es sind die gleichen Eigenschaften, die das große Erinnerungswerk Conrads in seinen ersten Bänden so anziehend machen. Das Buch gewährt ferner einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben, das

---

[1]) Feldmarschall Conrad: Mein Anfang. Berlin 1925, Verlag für Kulturpolitik. 275 S. mit Karten und Abbildungen.

Denken und Fühlen des alten österreichischen Heeres. Es ist auch durch seine anschauliche Schilderung von Land und Leuten in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien lesenswert. Im Mittelpunkt steht jedoch immer die starke Persönlichkeit des Verfassers.

Ganz anders ist der Eindruck, den man aus der Rechtfertigungsschrift **Cadornas** von der Persönlichkeit des Gegenspielers von Feldmarschall Conrad erhält.[2]) Sachlich ist auch dieses Buch und wirkt dadurch sympathisch. Aber der Mann, der dahinter steht, erscheint lediglich als ein kühler Rechner, dem zum großen Führer gerade das Entscheidende fehlte. Vorsichtig und nüchtern werden immer Vor- und Nachteile abgewogen. Jedes Risiko soll vermieden werden. Dadurch geht dem Kriege aber auch der Schwung verloren. Die Methode soll den Geist und den Wagemut ersetzen. Karfreit war die würdige Antwort darauf. So ist der Gegensatz zwischen den beiden Männern außerordentlich scharf. Das Buch des italienischen Führers enthält eine Fülle von interessanten Nachrichten über die italienische Kriegführung. Da es aber natürlich ausgesprochen darauf ausgeht, diese zu rechtfertigen, ist zur Ergänzung eine Veröffentlichung der Gegenpartei sehr zu empfehlen. Es sei z. B. auf das soeben erschienene Buch von General Kraft von Delmensingen über den „Durchbruch am Isonzo" (Oldenburg 1926) oder auf die Schilderung der Verteidigung Tirols aus der Feder von Feldmarschalleutnant Pichler (Innsbruck 1924) hingewiesen. Erst dadurch gewinnt man einen Maßstab, um die Art Cadornas richtig zu würdigen.

Bunter noch als bei den beiden hohen Führern im Weltkrieg reiht sich Auf und Nieder, reihen sich die abenteuerlichsten Wendungen im Leben des **Generalfeldmarschalls von der Goltz-Pascha** aneinander. Als frühverwaister Sohn eines ostpreußischen Junkers ermöglichte ihm nur eine Freistelle im Kadettenkorps die Ausbildung zum Offizier. Ohne Verbindungen, nur auf die eigene Tüchtigkeit angewiesen, kam Goltz doch rasch vorwärts. Schon der Siebziger Krieg sah ihn als Generalstabsoffizier der Armee des Prinzen Friedrich Karl mitten im Brennpunkt der Ereignisse. In den folgenden Friedensjahren erlebte er infolge seiner selbständigen Ansichten sogar einmal eine strafweise Versetzung in die Provinz. In der Folge führte ihn das Schicksal in die Türkei, wo er an der Reorganisation der Armee den hervorragendsten Anteil nahm. Dort ist er schließlich im Weltkrieg, nachdem er schon wieder Jahrzehnte lang in Deutschland in hohen Stellen verwandt worden war, als Armeeführer in Mesopotamien gestorben. Kut el Amara, die Gefangennahme einer englischen Armee, war seine letzte Tat. Außer durch diese Leistungen in der Türkei ist Goltz besonders durch seine vielen schriftstellerischen Arbeiten bekannt geworden. Er war wohl der bekannteste Militärschriftsteller der deutschen Armee, hat aber auch hübsche Reisebilder aus der Türkei veröffentlicht.

Es ist schade, daß ein so reiches Leben nicht eine entsprechende Würdigung gefunden hat.[3]) Das von einem Jugendfreund geschriebene Lebensbild enthält manche anziehende und wissenswerte Einzelheit, daneben aber auch sehr viel Überflüssiges, ja Sinnwidriges. Man bedauert es unter solchen Umständen, daß Goltz nicht selbst noch seine Erlebnisse hat aufzeichnen können.

Gerade diesen Mängeln gegenüber wirken die Erinnerungen des **Generals von Freytag-Loringhoven** umso angenehmer.[4]) Auch er ist ein bekannter Militärschriftsteller. Er weiß das Bemerkenswerteste aus seinem bewegten Leben in ruhigster und doch anschaulichster Klarheit zu erzählen. Deutschbalte von Geburt, hat der General die bezeichnende Laufbahn eines Generalstäblers zurück-

---

[2]) Mémoires du Général Cadorna Paris 1924.

[3]) Bernhard von Schmiterlöw: Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Freiherr von der Goltz-Pascha. Leipzig 1926.

[4]) Freiherr von Freytag-Loringhoven: Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah. Berlin 1923.

gelegt. Im Weltkrieg war er in hohen, verantwortungsvollen Kommandostellen tätig, zuerst im österreichischen, dann im deutschen Hauptquartier. Eine Menge führender Persönlichkeiten zieht in seiner Charakteristik an einem vorüber. Das Buch gibt sowohl einen Ausschnitt aus dem Treiben in der deutschen Armee der Friedenszeit als viele bemerkenswerte Einzelheiten aus dem Weltkrieg bis zum Sommer 1916.

Mit dem **Admiral Scheer** tritt einem wieder eine ausgeprägte Führerpersönlichkeit entgegen.[5]) In den Erinnerungen aus seinem Berufsleben vom Seekadetten bis zum Flottenführer zieht die ganze Entwicklung der deutschen Marine seit dem Jahre 1879 vorüber. Noch selten habe ich ein derart klares, knappes und doch so lebendiges und anschauliches Buch in der Hand gehabt. Es ist eigentlich merkwürdig, wie viele der führenden Männer des Weltkrieges auch zu schreiben verstehen. Eine Weltreise als Seekadett, kriegerische Tätigkeit in den deutschen Kolonien in West- und Ostafrika, ein Südseeaufenthalt rollen die buntesten Bilder vor einem auf. Dann folgt die Zeit der Verwendung in den höchsten Stellen der Marine. Da ist besonders die Schilderung der Arbeit unter Tirpitz interessant. Schließlich erfährt die Rolle der deutschen Flotte im Weltkrieg eine eingehende Würdigung. Im Mittelpunkt stehen hier die Skagerrakschlacht und der Unterseebootkrieg. Ich kenne kein anderes Buch, das in den Geist und die Leistungen der alten deutschen Flotte besser einführen könnte.

Viel mehr Einzelbilder aus der Kriegstätigkeit der deutschen Seestreitkräfte bietet das Kriegstagebuch des **Admirals Hopman.**[6]) Der Verfasser hat seine Laufbahn in der Friedenszeit schon früher in einem starken Bande geschildert. Jetzt berichtet er hier von seinen Kriegserlebnissen auf den verschiedensten Kampfplätzen. Er war sowohl in den leitenden Marinebehörden und Kommandostellen wie in der Front selbst, in der Ostsee, tätig. Dazwischen führten ihn besondere Aufträge nach der Türkei und schließlich ins Schwarze Meer. Hier mußte er nach dem Zusammenbruch die Heimschaffung der deutschen Truppen übernehmen und kam nach allerlei Abenteuern mit Franzosen und Engländern erst im Sommer 1919 in Wilhelmshaven an. Eine Unmenge verschiedener Persönlichkeiten, merkwürdiger Verhältnisse und großer Leistungen treten einem dabei vor Augen. Dieses Kriegstagebuch ist deshalb mit seinen zahlreichen Abbildungen von all den bisher besprochenen Büchern das unterhaltendste, wenn auch nicht das bedeutendste. Hektor Ammann.

Vom Wehrwesen.

Staatsverfassung und Wehrverfassung. Fragen der Wehrpolitik, von Dr. Oskar Regele, Stabshauptmann im österreichischen Bundesheer. Verlag Eisenschmidt, Berlin 1925. 74 S.

Der Verfasser versucht in dieser kleinen Schrift die vielerlei Zusammenhänge zwischen Staats- und Wehrverfassung wenigstens in großen Linien zu skizzieren, denn zu eingehenderer Behandlung der verwickelten Probleme der Wehrpolitik reicht so wenig Raum natürlich nicht aus. Aber Regele gibt doch eine recht gute — gleichsam stichwortartige — Übersicht über die hier in Betracht fallenden Fragen. An zahlreichen Beispielen — unter knappstem Hinweis auf die betreffenden Staaten — durchgeht er im historischen Teil das Verhältnis von Staat und Wehrmacht im Laufe der Jahrhunderte; er dehnt dabei seine Betrachtung auf sämtliche wichtigere Staaten aus. Nicht allen seinen Werturteilen wird man zustimmen können; so z. B. nicht, wenn er behauptet, daß rein mili-

---

[5]) Admiral Scheer: Vom Segelschiff zum Unterseeboot. Leipzig 1925.

[6]) Admiral Hopman: Das Kriegstagebuch eines deutschen Seeoffiziers. Berlin 1925.

tärische Erwägungen in der Neuzeit gegen das Milizsystem sprechen (was zum mindesten fraglich!), welche Erkenntnis auch in der Schweiz langsam an Raum gewinne. Dazu müssen wir ein großes Fragezeichen setzen. Ein vorzüglicher Kenner der stehenden Heere, General Wille, war ein überzeugter Anhänger und Verfechter der Milizarmee, weil sie allein unseren schweizerischen Verhältnissen entspreche, sie aber auch den militärischen Anforderungen eines modernen Heeres bei richtiger Erziehung zu genügen vermöge. Doch wollen wir nicht bei der Kritik von Einzelheiten stehen bleiben, beweist doch der Verfasser im allgemeinen bei den vielerlei Fragen der Wehrpolitik sonst ein ruhiges, sachliches und meist zutreffendes Urteil.

Der staatsrechtliche Abschnitt scheint — im Gegensatz zum geschichtlichen — den Eindruck des Gerippehaften noch zu verstärken. Auch hier bekräftigt der Verfasser eigene Werturteile durch Zitierung der Namen oder durch wörtliche Anführung markanter Aussprüche hervorragender Männer der Politik, des Rechtes und des Heerwesens, wobei er eine nicht geringe Belesenheit zeigt.

Auch bei uns ist ja die „Wehrpolitik" wieder in den Vordergrund geschoben worden, einmal durch den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund und sodann durch die neuestens aufgeworfene Abrüstungsfrage. Eine Schrift wie die vorliegende weist erneut darauf hin, wie wertlos rein gefühlsmäßige und auf Einzelpunkte eingestellte Ansichten bei der Betrachtung der Frage der Landesverteidigung sind, wie falsch ein bloßes Nachahmen ausländischer Vorbilder. Andererseits erkennt man, wie dieses Problem in den großen Rahmen der Staatspolitik zu stellen ist, wobei die Lehren der Geschichte nicht unbeachtet bleiben dürfen so wenig wie die besonders gearteten Verhältnisse unseres Landes.

Wer nicht mehr verlangt als eine ganz kurze Übersicht über das Verhältnis von Staat und Armee, wie es einstmals war und heute ist, dem wird Regele's Arbeit vollauf genügen.

Handbuch für den schweizerischen Wehrmann. Von Oberst Hans Staub. Verlag Schultheß & Co. Zürich, 1925.

Der Kreisinstruktor der 4. Division gibt im ersten Teil dieser Schrift eine sehr gedrängte Übersicht über das geltende Militärorganisationsgesetz. Den zweiten, umfangreichsten, Abschnitt bildet lediglich ein Abdruck der neuen Truppenordnung (Tabellen der kriegsmäßigen Bestände der Einheiten, Stäbe 2c.). Hier wäre mit Vorteil — in einer Art Einleitung vielleicht — wenigstens Grund und Zweck dieser Neuorganisation unseres Heeres zu erwähnen gewesen, weiß man doch, was für falsche Ansichten gerade hierüber zirkulieren. Diese Einführung in die neue Truppenordnung, unter Nennung der Neuerungen gegenüber der bisherigen, wäre für den Wehrmann mindestens ebenso wichtig wie die Möglichkeit, die kriegsmäßige Stärke der Truppeneinheiten u. s. f. nachschlagen zu können. — Abschließend schildert der Verfasser Bedeutung und Aufgabe der Armee. Diesem Kapitel dürfte man füglich mehr als nur eine Druckseite Text widmen; denn es handelt sich hier um die grundlegende Frage der Existenzberechtigung der Armee, die heute mehr als je aktuell ist und den Wehrmann wie den nichtdienstpflichtigen Schweizer interessiert. Ein geschichtlicher Abriß über die Entwicklung der Armee in den letzten hundert Jahren ist für ihr Verständnis kaum erläßlich; jedenfalls genügt ein einziger Satz hierüber wie in der Schrift Staub's nicht. In diesem dritten, taktischen, Teil gibt der Verfasser in großen Zügen eine Darstellung der Aufgaben der Führung, der Befehlsgebung, von Sicherung und Aufklärung, der Verwendung der verschiedenen Truppengattungen und ihrer Kampfmittel, sowie endlich über das Gefecht. Dieser letzte, auch für den militärischen Laien einfach-verständlich geschriebene Teil wird am meisten interessieren.

Die Schrift Staub's fordert unwillkürlich den Vergleich heraus mit der, heute allerdings zu einem guten Teil veralteten, aber doch immer noch vorzüglichen „Heereskunde" des verstorbenen Oberst Egli. Das Urteil, welche der beiden vorzuziehen sei, dürfte kaum zugunsten der ersteren ausfallen. Die beiden Schriften hätten nicht ohne Berechtigung ihre Titel vertauschen können. In ein

„Handbuch", in dem der Wehrmann alles für ihn Wissenswerte nachschlagen kann, gehört sicher u. a. eine militärgeographische Charakterisierung unseres Landes, eine knappe Darstellung unserer Stellung als neutraler Staat. Sodann sollte man in dem Buch, das doch in erster Linie für Soldaten und Unteroffiziere bestimmt sein wird, Angaben finden über äußere Unterscheidung der Truppengattungen, über Gradabzeichen; ferner mindestens eine neue Ordre de Bataille, Tabellen über die Heeresstärke zu verschiedenen Zeiten, über Militärausgaben, Soldansätze, — Dinge, die in Egli's Schrift fast ausnahmslos enthalten waren. Daß sie bei Staub's Handbuch fehlen, betrachte ich als Mangel. Lieber umfassenden Inhalt für ein solches Wehrmannshandbuch, denn gediegene Ausstattung, sofern letztere das Werk verteuert. Denn nur bei einigermaßen bescheidenem Preis finden Schriften über unsere Armee diejenige weite Verbreitung, die man ihnen im Interesse des Verständnisses für das schweizerische Heerwesen wünschen muß.

„Denkschrift des Füsilier-Bataillons 55 1874—1924". Zofingen 1925. 336 S.

Diensterinnerungen sind stets etwas Köstliches für Jeden, der einmal Dienst geleistet hat. Mit den Jahren entschwinden aber die verschiedenen Begebenheiten doch leicht dem Gedächtnis. In einer solchen Bataillonsgeschichte nun kann jeder seiner Angehörigen, wann immer es ihm beliebt, die oft schweren und ernsten, jedoch von schönen und fröhlichen Tagen und Ereignissen unterbrochenen, Zeiten auferstehen lassen. Dadurch wird unwillkürlich ein gesunder Korpsgeist gefördert, ein Faktor, der im nichtstehenden Heer oft sehr unterschätzt wird. Und doch wäre seine Pflege gerade hier sehr nötig angesichts der, in Nicht-Aktivdienstzeiten so kurzen, Dienstdauer und der häufigen Kommandowechsel. Ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl und -bewußtsein in denen zu schaffen, die sich unter dieselbe Fahne scharten, waren die Zeiten der Grenzbesetzung außerordentlich geeignet. Doch insoweit hätten heute nur recht eng gezogene Kreise an einer solchen Geschichte eines kleinern Truppenkörpers besonderes Interesse. Daher war es ein guter Gedanke der rührigen Herausgeber, den Rahmen zeitlich und inhaltlich so weit zu spannen, daß der stattliche, in Druck und Bildern ganz vorzüglich präsentierende Band ein Stück Geschichte unseres Heerwesens bietet, die jeden Armeeangehörigen interessieren muß. Die Entwicklung unserer Infanterie, der Dienstbetrieb von anno dazumal und heute, die Änderungen der Taktik — dies alles und noch mehr defiliert vor dem Leser und bietet ihm eine umfassende Übersicht über die Fortschritte in der Armee während des letzten halben Jahrhunderts. Schlicht und genau, ohne Phrase und Pose, aber oft mit Humor ist diese Geschichte des Bataillons 55 verfaßt und man freut sich über das Viele, das darin geboten wird, auch wenn nicht die Rede ist von Kriegsruhm und Heldentaten. Es ist ein Buch echten guten Soldatengeistes, von dem man nur wünschen muß, daß er auch in den andern hundert Bataillonen unseres Heeres aufrecht erhalten und gefördert werde; denn er ist eine der weitaus wesentlichsten Bedingungen für die Kriegstüchtigkeit der Armee. Peter Hirzel.

Literarische Neuerscheinungen.

Der Verlag Grethlein & Cie. hat den Weihnachtsmarkt des vergangenen Jahres mit einigen Werken schweizerischen Ursprungs beschickt, die nicht so leicht untertauchen werden im reißenden Strome des modernen Kunstschaffens. Ohne sich überall zu endgültiger Form durchgefunden zu haben, sprechen doch die meisten dieser Bücher von starker künstlerischer Gewissenhaftigkeit, der als Handwerkszeug zuverlässige, von der Tradition schweizerischen Schrifttums sichtlich belebte Technik dient. Jakob Boßhards nachgelassene Novellen in ihrer im besten Sinne moralistischen Haltung stehen neben dem Zwinglibuch von Stickelberger, den die Sprödigkeit des Stoffes an letzter Durchbildung hinderte. Ebenfalls religiösen Vorwurf gestaltet Fankhauser in den

„Brüdern der Flamme", wo der geschichtliche Hintergrund in der Glut des Schaffens völlig eingeht in den künstlerischen Willen. Inglin taucht in die Tiefen des Daseins mit seiner Frage nach Sein und Werden, der er unmittelbare Form zu geben weiß, und Kölsch schreibt im sichern Gleichmaß seiner Kunst eine Novelle, an der man auch nicht im Kleinsten zu rühren wagte. Seine brillante Technik enthüllt uns Pulver in „Arabischen Lesestücken", während Vetterli, absichtslos scheinbar, aus dem natürlichen Leben schöpfend, einen in seiner Schlichtheit erfrischenden Tierroman gestaltet. Man sieht: es ist für jeden Geschmack gesorgt, ohne daß dadurch die Wertmaßstäbe wesentlich ermäßigt werden müßten — eine Tatsache, die man als große Ausnahme buchen muß. —

Boßhards Nachlaßband und der Zwingli Stickelbergers haben hier ihre Würdigung schon erfahren, wir mögen uns daher gleich **Fankhauser** zuwenden. Zwei Bilder sind es, die den Roman **„Die Brüder der Flamme"** rhythmisch gliedern: die Wolken vor dem unendlichen Himmel, sinnbeschwert getürmt als gigantische Schatten des Menschen und seines Tuns und der Blitz, der herniederfährt, vernichtend und befreiend in einem, allgewaltig wie der Geist Gottes. Immer wieder tritt der Mensch vor den Himmel, immer wieder wird ihm die brennende Antwort, bis zuletzt in der Stunde der verzweifelten Verzückung ihn der Blitz auflöst und ihn eingehen heißt in das Reich des Geistes. Als mächtige Wegzeichen messen diese Stunden der Zwiesprache zwischen Mensch und Gott die breitgelagerte Erde des Romans ab. Diese Erde ist das Leben eines Bauern aus der napoleonischen Zeit, der von mystisch-aufklärerischer Strömung ergriffen, den Weg von Einsamkeit zu Einsamkeit geht, von traumseliger, traumgetäuschter Einsamkeit zu wissender, gottreifer Einsamkeit. Auf diesem Wege löst er sich von seinem Meister, den er als falschen Propheten erkennt, löst er sich von seiner Frau, deren wirklichkeitsnahen Sinn er in seiner erdfremden Sehnsucht immer stärker enttäuscht, ja selbst die feine, zarte Geliebte, die ihn ganz zu verstehen schien, muß er zuletzt verlieren, da sie den Glauben an seine Entscheidungskraft nicht mehr aufbringt. Und wie seine Frauen, so stößt er auch das Volk von sich, das konkrete Offenbarungen und Versprechen von seinem Propheten verlangt. Wider Willen in diese apostelhafte Stellung hineingedrängt, schwankt er zwischen lehrender Hingabe und ablehnender Verschlossenheit. Schwäche, die der Preis für die unbedingte Reinheit seines Lebens war, ist seine Schuld. Daß der Anstoß seiner Erweckung von einem Unreinen ausging, das kann Glanzmann nicht verwinden. Der Zweifel nagt an der Wurzel seines Tuns und nimmt ihm den Mut zu klaren Entscheidungen. Er hat nicht die Kraft, Schuld zu tragen, um daraus höhere Unschuld zu gebären, er vergißt, daß Gott geboten hat, zu wuchern mit den Talenten, einzutauchen ins trübe Chaos des Lebens, um ihm an reiner Form schaffend zu entreißen, was es nur hergeben kann. „Geblendet vom Licht, war er blind für das Irdische". Und so kann Glanzmann denn auch durch seinen Tod nur zeugen „von der Gewalt des großen Sturmes, der je und je hervorbricht aus unbekannten Tiefen", ihm ist nicht beschieden, die Kraft des Sturmes in sich zu sammeln und mit seinem Geiste zu läutern, damit er dann um so sieghafter über die Menschen hinwegbrause und sie erfülle. — Die tragische Verquickung des Problems ist von Fankhauser nicht zu allerletzter Klarheit getrieben worden, wie überhaupt die Gestalt Glanzmanns noch nicht eine fugenlose Einheit bildet; Bauer und Prediger sind nicht überall schicksalsmäßig verbunden. Jedenfalls aber legt man das Buch nicht ohne die Überzeugung aus der Hand, daß Fankhauser in der deutschen Literatur noch Wertvolles zu sagen hat.

Tragisches Geschehen gestaltet auch **Adolf Koelsch** in seiner Novelle **„Longin und Dore"**. Mit diesem kleinen Werk hat Koelsch der zeitgenössischen Dichtung ein Werk geschenkt, das sich in seiner diamantklar geschliffenen Form seltsam genug ausnehmen mag neben der Großzahl von Naturburschen, die heute die Büchergestelle bevölkern. Abwehrend und doch heimlich schmeichelnd klingen schon die Namen: Longin und Dore. Wir schelten sie gesucht und horchen doch auf. Und dann hebt das Buch an, mit gesuchten, altmodischen Sätzen, die

raffiniert das Thema anschlagen und es aufreizend wieder verschleiern, sodaß wir gebannt lesen und uns in eine seltsame Welt verlocken lassen, wo alle Dinge ihre Rätsel aufdecken und dabei unerreichbar fern sind. Dicht über einen geheimnisvollen Quell sind wir gebeugt, daraus das Leben in tausend weissagenden Formen strömt; wir sehen sie, deuten sie und wissen doch scheu, daß Himmel sich zwischen dem Quell und unsern Augen dehnen. — Longin und Dore wachsen als Geschwister heran. Da erfährt Dore, daß Longin gar nicht ihr Bruder ist. Dadurch wird er ihr fremd, begehrenswert, und sie beginnt ihn unbewußt zu lieben. In gehemmtem, zwiespältigem Zorn wirft sie ihm einmal seine Abstammung vor. Aber was für sie Anlaß zu unlösbarer Bindung an ihn wurde, ist für ihn Sturz in die tiefste Heimatlosigkeit. Wie Dore ihr Zerstörungswerk erkennt, geht sie in den Tod und reißt den Geliebten mit sich. Ein groß und einfach gebautes Motiv, eines wahren Künstlers wert. Aber wer könnte es mit größerer Meisterschaft entwickeln wie Koelsch? Die zartesten, seelischen Vorgänge weiß er ohne jede psychoanalytische Mache, ohne groben Realismus aufzudecken. Der Schluß der Novelle zeigt Koelschs Kunst in stärkster Verdichtung. Sorgsam im Ungewissen gehalten, zart verschleiert und doch der Ahnung keinen Schauer ersparend, so wird dieser Schluß zum Symbol des ganzen Werkes, ja jedes Kunstwerkes überhaupt, dessen Wesen es ist, die zwei feindlichsten Mächte, Natur und Kunst, in einer Einheit befruchtend zu ballen und dabei doch eines jeden letzte Einsamkeit in unverminderter Gewalt zu beschwören. —

Meinrad Inglin gibt in seinem neuesten Werk **„Über den Wassern"** Tagebuchblätter eines Menschen, der für kurze Zeit eintaucht in das wunschlose, nur sich selbst bedeutende Sein, eines Menschen, der in demütigem Genügen das Glück erfährt, Geschöpf zu sein. Es ist die Geschichte eines Seins. Darin liegt geheime Spannung. Geschichte kann ein sich Veränderndes, ein Werdendes oder Vergehendes erfassen, die tiefe Ruhe bloßen Seins entgeht ihr, wenn sie darin nicht eine Trübung entdecken kann, von der aus sie das Sein nach und nach zur Auflösung führt. So muß auch Inglin die Zerstörung der Harmonie schildern. Nachdem wir aber das Problem so begrenzt haben, bleibt uns immer noch eine wesentliche Frage zu tun. Wo setzt der Künstler den Akzent, wie lange vermag er in apollinischer Ruhe zu verharren, wie lange die Spannung des scheinbar Spannungslosen zu halten? Diese Frage rührt an die tiefsten Gründe eines Kunstwerks, ja, man findet nach ihr grundlegende Kategorien für die Kunst überhaupt. Bei Inglin ruht der Akzent durchaus auf dem Sein. Über den Wassern, über allem Strömenden, unruhig Werdenden zaubert er eine Welt heiterer Ruhe vor unsere Augen. „Fest, klar und rings geschlossen auf der ungetrübten Bläue des Himmels", so ruht die Landschaft Inglins, deren beglückter Teil der Mensch ist. Ferne nur am Horizonte taucht schattenhaft das Fremde, Geheimnisvolle auf, das wohl das Sein als Krone des Daseins gelten läßt, aber immer wieder ein Neues schaffen will, um es mit Neuem zu krönen. Fern und doch alles umfassend, so schaut das Leben über die Hügel, die die Insel des Seins umschließen. Duldsam ist sein Blick, bis er sich in geheime Feindschaft wandelt, um in der Stunde der innigsten Versenkung des Menschen in die Natur in den Kreis zu treten, vernichtend, aber im Vernichten noch zeugend. Die Stunde der höchsten Entzückung wird Wendestunde. Der Mensch ruft nach dem Freund, der ihm helfen soll zu danken, zu sein. In dieser Sehnsucht spaltet er sich auf, wird er sich selbst ein Fremder. Nun ist der Wandel des Geschicks unabwendbar. Der Mensch muß fliehen aus der holden Begrenztheit und sich der „aufbrechenden Welt des Ungebändigten" hingeben. „Ein Kauz stößt bebende Wehrufe aus, und nichts mehr schützt mich vor dem lustvollen Grauen, mit dem schon der Knabe die Nähe des nächtlichen Vogels erfuhr. Das leise Brausen in den Wipfeln und das dunkle Rauschen der Wasser in der Tiefe suchen sich, fliehen sich heimlich erfüllt von jener Musik, die grundlos alle Schmerzen und Freuden beschwört, die maßlos trunken macht und den Trunkenen führerlos preisgibt..." Aber die Zweiheit, die ihn aus dem Paradies vertrieb, wird ihm auch zur Erlösung. Der Freund, das

in der Verzückung geborene zweite Ich, wird die verlorenen Güter bewahren und den Gesang beginnen, „der alles neu erblühen läßt, was schon zu welken drohte, das Antlitz immerfort zur Alp gewandt, die nun im Frieden der Vollendung ihm geöffnet ist". Die Inhaltsangabe läßt erkennen, mit welcher Kraft der Dichter das Problem erfaßt und gestaltet hat. Neben dieser Grundtatsache werden einige Ausstellungen unwesentlich. Einflüsse sind in Inglins Werk leicht nachzuweisen, aber in ihrer organischen Verwertung tun sie der Originalität des Ganzen keinen Abbruch. Einschneidender ist, daß der Rahmen, der die Dichtung umschließt, nicht als notwendig empfunden wird. Aber auch dieser Mangel ist nur ein Beweis mehr für die Vollendung des Hauptteils, die einer Verstärkung und Verdeutlichung nicht bedürfte. —

„Arabische Lesestücke", so überschreibt **Max Pulver** ein schmales Bändchen arabischer Impressionen. Der Titel ist bezeichnend. Stückweise, in sorgfältig abgewogenen Portionen, so soll man diese Beschreibungen lesen, um jede Süßigkeit der Form gleichsam langsam auf der Zunge schmelzen lassen zu können. Verbannt ist die Unendlichkeit der Inhalte, die Sehnsucht jedes starken Formwillens nach dem Ungeformten, vielleicht sogar nicht Formbaren, das heldische Künstlertum, das lieber noch von großem Stoff besiegt werden als an kleinem kleine Siege feiern will. Pulvers Kunst ist eingestandener Selbstgenuß. Wir werden zugeben, daß es da etwas zu genießen gibt: Treffsicherheit der Notierung, elastische Haltung den Dingen gegenüber, hochgezüchtete literarische Technik. Aber dieses formale Können scheint sich bei Pulver mehr und mehr vom Stoffe loszulösen und in Gefahr zu geraten, den Ballast zu verlieren und dem Zufall preisgegeben zu werden. In ihrem engen Kreis sind die Lesestücke vollendet, aber ihr Genuß läßt keine rechte Ruhe aufkommen, weil man dumpf das Fehlen der Hintergründe des Lebens spürt, aus denen der Kunst Fruchtbarkeit und Gehorsam vor dem Höheren quillt. Es liegt nicht an uns, die Frage zu beantworten, ob es grausamer Zufall oder selbstgeschaffenes Schicksal ist, wenn ein Künstler nicht die seiner formalen Begabung angemessenen Stoffe findet. Wir können höchstens wünschen, daß die Zeit, die uns in Pulvers künstlerischem Werden die „Lesestücke" (und das „Große Rad") beschert hat, Stufe sei und als solche weiter und höher führe.

Man kann vielleicht den Tierroman **„Wolf"** von **Paul Vetterli** nicht besser charakterisieren als mit dem Bekenntnis, daß man die 350 Seiten des Buches ohne die kleinste Ebbe des Interesses durchgelesen hat. Das ist um so bemerkenswerter, als Vetterli ein Tier mit restloser Folgerichtigkeit zum Mittelpunkt des Romans gemacht hat und dabei fast ohne stillose Entlehnungen menschlicher Erlebnisse, menschlicher Psychologie auskommt: der Mensch spielt nur insofern eine Rolle, als er das Schicksal des Hundes beeinflußt. Der Kampf von Kultur und Wildheit in der Tierseele ist das Grundmotiv des Romans. Sehr fein ist es, wie Vetterli mit der Verfeinerung der Kultur auch die Dämonie der Wildheit wachsen läßt, ja wie er die volle Entfaltung des Raubtiers in Wolf das Ergebnis überlegter Erziehung durch den Menschen sein läßt. Der Schluß steigert die Geschichte des Tieres ins elementar Leidvolle. Als Kriegshund und Blindenführer vollendet Wolf in Ausnützung aller Anlagen sein Geschick und kehrt nach dem Tode seines Freundes, des Blinden, in den Wald zurück, um zu sterben. — Das alles ist schlicht in ungehemmtem Fluß der Erfindung erzählt, und die bildlich gesehenen Einzelzüge fügen sich willig zum starken Ganzen. Eine beruhigte und wohltuende Atmosphäre geht von dem Werk aus, sie ist nichts anderes als der Gleichklang von Wollen und Können. —

Der Verlag Haessel in Leipzig hat sich zur Aufgabe gemacht, einen bisher unbekannten norwegischen Dichter im deutschen Sprachgebiet einzubürgern. **Hans E. Kinck** und seinem Roman **„Die Anfechtungen des Nils Brosme"** wird diese Ehre zuteil. Die Einbürgerung wird mit prophetischem Eifer vollzogen. Dem Buche liegt ein dickes Bündel literarischer Leumundzeugnisse bei, die die bekanntesten skandinavischen Kritiker ausgestellt haben. Die Papiere stimmen, es bleibt nichts anderes übrig, als den Neuentdeckten über die Grenze zu lassen, selbst wenn man sich angesichts solchen Propagandaaufwandes etwas vergewaltigt

fühlen sollte. „Die Anfechtungen des Nils Brosme" sind 1905 entstanden. Neben diesem Roman hat Kinck noch etwa 30 Bände dichterischen und wissenschaftlichen Inhalts herausgegeben. Wir wissen nicht, wie weit gerade das uns vorliegende Werk Ausdruck von Kincks unveräußerlicher Wesenheit ist, wie weit es dagegen durch die Zeitströmung bedingt ist. Unser Urteil wird deshalb ein vorläufiges sein, bis wir anhand weiterer Übersetzungen erste Eindrücke überprüfen können. Kinck schreibt die Geschichte einer verunglückten Menschwerdung. Brosme, ein Mensch bei dem sich Intellekt und Sinne unabhängig voneinander aufs äußerste verfeinert, zerfasert haben, wird als Pfarrer im Gebirge von der Natur erfaßt und vom Ideal eines aller Bindungen ledigen, naturhaften Daseins erfüllt. Er hat aber nicht die Stärke, sein neues Wesen gegen seine Umgebung zu verteidigen und sieht nur noch den Ausweg, sein Tun durch „Humor" unschädlich zu machen. In Anwesenheit seiner Frau und seiner Gemeinde findet er aus Feigheit derben Spott für sich. Damit schmiedet er sich in ein starres, von Schwäche vergewaltigtes Leben hinein. Der Leser wird mit der Ahnung entlassen, daß „klirrende Wirklichkeit, wenn sie in solcher Weise zu Humor verdunstete, zu Giftdampf wurde; — und daß dann vielleicht die wieder verdichteten Tropfen als häusliche Verdrossenheit und Tyrannei, oder ähnliches herabregneten..." Auf diesem Ton auswegsloser Enttäuschung schließt der Roman. Das Problem ist mit nicht zu übertreffendem psychologischem Scharfsinn gestaltet, die feinste Schwebung der seelischen Entwicklung ist festgehalten und glaubhaft gemacht. Dieser intellektuellen Sicherheit tritt eine ebenbürtige Sicherheit des Ausdrucks zur Seite. Die Regie des Werkes ist meisterhaft, die Bilder sind ebenso neu wie treffend und die Naturbeschreibungen von schwellender Fülle. Und trotzdem läßt das Buch unbefriedigt. Man kann sich des Gedankens nicht so recht erwehren, das Buch sei für uns zu spät gekommen. Wir haben wohl noch Bewunderung für solche Höhe psychologischer Menschendarstellung, aber es ist nicht innere Nötigung, die uns zu solchen Büchern zieht. Was wir heute mehr als je von der Kunst verlangen, verlangen dürfen, das ist, daß sie uns in irgend einem Sinne wieder zum Pfeil der Sehnsucht werde, daß sie uns mit dem Flügelschlag einer höheren Zukunft streife. Dieser Wille, der aus dem Wissen kommt, daß es heute um letzte Dinge geht, daß von unserer Zeit irgendwie Sein oder Nichtsein der abendländischen Kultur abhängt, macht uns ungerecht, läßt uns vieles, dem wir in beruhigten Zeiten genießend folgten, ablehnen, um dadurch jene herbe Luft zu erzeugen, in der allein die unentwegten Schritte möglich werden. Dieses Urteil ist kein absolutes. Es ist wahrscheinlich, daß Kinck in andern Werken die verneinende Atmosphäre des „Nils Brosme" überwunden und seine große Kunst an Stoffen erprobt hat, die ganzes Mitgehen erlauben. Wir warten auf deren Übersetzung.

Elisabeth Sulzer.

Bildende Künste.

Auf Schweizer Boden, in Flims, ist vor wenigen Monaten der bekannteste deutsche Tiermaler der Gegenwart, Wilhelm Kuhnert, im 61. Lebensjahre einer Lungenentzündung erlegen. Er war einer der ersten Künstler, die sich nicht mehr mit der Beobachtung der wilden Tiere in Tiergärten begnügten. Er zog selbst hinaus in das Land seiner Modelle. Das Tierleben in der Freiheit zu studieren, sei es auch unter Entbehrungen und Gefahren, war sein Ziel. Ihm strebte er in mehrfachen langen Forschungsreisen nach, die ihn vor allem nach Afrika, später auch nach Schweden und Litauen führten. Seine Reisen hat er in fesselnder Weise in seinem Buch „Im Lande meiner Modelle" beschrieben.

Die Fülle der Eindrücke dieser Jagd- und Malerfahrten führte ihn später im Atelier inmitten seines reichen Skizzenmaterials auch zur Radierung, die ihrer Natur nach die skizzenhafte Frische meist mehr wahrt, als das ausgeführte Gemälde. Eine Sammlung der Radierungen Kuhnerts erschien nicht lange vor

seinem Tode in einem Buche „Meine Tiere".*) Diese Sammlung wird jeder Kunst- und Jagdfreund mit hohem Genuß kennen lernen und immer wieder zur Hand nehmen. Sie überrascht geradezu durch die Fülle des Ausdrucks und bietet Kunstwerk und Natururkunde zugleich. Voll Leben, Kraft und Wildheit ziehen auf diesen Blättern die Tiere unseres Waldes, Rot- und Schwarzwild, Vögel und dann die Großtierwelt des Nordens und vor allem Afrikas an uns vorüber. Mit diesem Werk hat der Künstler, den wir betrauern, zu seiner reichen Lebensleistung hinzu, uns eine bleibende wertvolle Gabe hinterlassen. Gerhard Rose.

*) Wilhelm Kuhnert, Meine Tiere. Die Radierungen Wilhelm Kuhnerts. Einführung von Fritz Meyer-Schönbrunn. Beschreibung und Verzeichnis der Radierungen von Hermann Hirzel. 123 Bildtafeln und 60 Seiten Text, Quartformat. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW. 61. Preis geh. 20 M., in Ganzleinen 24 M., nummerierte Vorzugsausgabe in Ganzleder 180 M.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Cadorna, Luigi: Mémoires; Paris, 1924.
Conrad, Feldmarschall: Mein Anfang; Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1925.
Denkschrift des Füsilier-Bataillons 55; Zofingen, 1925.
Dibelius, Wilhelm: England; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1925.
Fankhauser, Alfred: Die Brüder der Flamme; Grethlein, Zürich, 1925.
Freytag-Loringhoven, Freiherr v.: Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah; Berlin, 1923.
Hopmann, Admiral: Das Kriegstagebuch eines deutschen Seeoffiziers; Berlin, 1925.
Inglin, Meinrad: Über den Wassern; Grethlein, Zürich, 1925.
Kinck, Hans E.: Die Anfechtungen des Nils Brosme; Haessel, Leipzig, 1926.
Koelsch, Adolf: Longin und Dore; Grethlein, Zürich, 1925.
Kuhnert, Wilhelm: Meine Tiere; Hobbing, Berlin, 1925.
Pulver, Max: Arabische Lesestücke; Grethlein, Zürich, 1925.
Regele, Oskar: Staatsverfassung und Wehrverfassung; Eisenschmidt, Berlin, 1925.
Roniger, Emil: Gandhis Leidenszeit; Rotapfelverlag, Zürich, 1925.
Scheer, Admiral: Vom Segelschiff zum Unterseeboot; Leipzig, 1925.
Schmiterlöw, Bernhard v.: Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Freiherr von der Goltz-Pascha; Leipzig, 1926.
Staub, Hans: Handbuch für den schweizerischen Wehrmann; Schultheß, Zürich, 1925.
Stutz, Ulrich: Die päpstliche Diplomatie unter Leo XIII.; Akademie der Wissenschaften, Berlin, 1926.
Vetterli, Paul: Wolf; Grethlein, Zürich, 1925.

Mitarbeiter dieses Heftes:

E. J. Graf, ing. agr., Redaktor des „Zürcher Bauer", Kilchberg. — **Gustav Hübener,** Dr., Prof. für englische Sprache und Literatur an der Universität Basel. — **Gerhard Boerlin,** Dr., Appellationsgerichtspräsident, Basel. — **Hans Georg Wackernagel,** Dr. phil., Basel. — **Hans Corrodi,** Dr. phil., Zürich **Hans Oehler,** Dr., Redaktor, Zürich. — **Hektor Ammann,** Dr. phil., Aarau. — **Theo Klenert,** Dr., Verbandssyndikus, Basel. — **Arnold Büchli,** Bezirkslehrer, Aarburg. — **Eduard His,** Dr., Prof. für Staats- und Völkerrecht an der Universität Zürich. — **Eduard Blocher,** Pfarrer, Zürich. — **Peter Hirzel,** Dr. jur., Bankpraktikant, Zürich. — **Elisabeth Sulzer,** cand. phil., Zürich. — **Gerhard Rose,** Dr. med., Heidelberg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.